

# **Hans-Helmuth Knütter**

## **Mein 1945**

### **2. Vom Beginn der Besatzung und den neuen Verhältnissen Meine Erlebnisse vom Mai bis September 1945**

Im Leben der Menschen gibt es besonders eindrucksvolle Erlebnisse. Die bleiben dann im Gedächtnis und werden zu Erkenntnissen. Das Besondere liegt in der charakterprägenden Wirkung der Einsichten, Einstellungen und Verhaltensweisen. Solche Erlebnisse gibt es im persönlichen, intimen Bereich, aber auch in den sozialen Beziehungen. Geprägt wird hier nicht das Individuum, sondern das animal sociale, der homo politicus. Vom privaten Bereich sehen wir hier ab und konzentrieren uns auf den öffentlichen.

Die Erlebnisse, die mich in diesem Sinne geprägt haben, sind der Bombenterror-Angriff auf Stralsund am 6. Oktober 1944, die Flucht aus der Heimat, der DDR, damals noch allgemein „Sowjetzone“ genannt, am 12. Oktober 1950, die Wiedervereinigung 1989/90 und das Ereignis, das hier geschildert werden soll, nämlich die Okkupation durch die Sowjet-Russen, die für mich mit der Besetzung Grimmens am 30. April 1945 stattfand. Dieses Ereignis wird hier als das Erlebnis eines damals Zehnjährigen unter Berücksichtigung des kindlichen Fassungsvermögens wiedergegeben.

Kriegsende 1945 – Zusammenbruch, Chaos, eine eigenartige Stimmung, kaum zu beschreiben, jetzt, Jahrzehnte danach. Sogar, wer es erlebt hat, zeichnet ein Bild der Ereignisse, das die Stimmung interpretiert, aber nicht so abbildet, wie sie im Augenblick des Erlebens war. Dieses Augenblicksgefühl kann man nicht festhalten, da an die Situation gebunden. Man kann es nur andeutungsweise beschreiben.

Nun war er da, der Feind, lange gefürchtet, aber jetzt ... Stille, bedrückte Erwartung. Was wird kommen? Auf keinen Fall etwas Gutes. Befreiung? Widerlicher Unsinn. Niemand hatte in dieser Lage der Bedrohung ein Gefühl der Befreiung, wie es Jahrzehnte später die Bewältigungspropaganda behauptete. Politische Häftlinge, die eine Befreiung aus der Haft erhoffen konnten, gab es in Grimmen nicht. Am ehesten ist die Gefühlslage mit einem Albtraum zu erklären. Aber dieser Alb war kein Traum. So mag es auch bei den alliierten Bombenterror-Angriffen gewesen sein, als man im Luftschutzkeller saß, angstvoll auf die nächste Welle lauschte und auf Verschonung hoffte, aber hilflos der Bedrohung ausgesetzt war. Die Stimmung unmittelbar vor dem Einmarsch des Feindes war eine Mischung aus angstvoller Erwartung und Hoffnung, es möge gut ausgehen, gut für Leben, Gesundheit und Besitz.

Wie schon angedeutet, kann man Gefühle nicht beschreiben, sie kaum in Worte fassen. Man kann sie nur erleben und im Erlebnis spüren. Da Gefühle an die Situation gebunden sind, verschwinden sie nach Änderung der Lage. Trotzdem wird eine Beschreibung mit allen unvermeidbaren Unzulänglichkeiten versucht.

Im Jahre 1951, also sechs Jahre nach der Okkupation, beschrieb ich in ziemlich frischer Erinnerung die prägenden Erlebnisse des 30. April 1945. Auf diese Aufzeichnung stütze ich mich hier.

Am Vormittag dieses Tages waren mein Großvater und ich in der Innenstadt Grimmen. Alles löste sich in Erwartung des jederzeit möglichen Russen-Einmarsches auf. Das öffentliche Leben – Behörden, Betriebe – funktionierte nicht mehr. Die Menschen versuchten hektisch, irgendetwas zu ergattern, Lebensmittel, Stoffe, Heizmaterial – alles, was man eventuell brauchen könnte, wurde zusammengerafft. Lager und Magazine wurden entweder nicht mehr bewacht oder wurden zur „Selbstbedienung“ freigegeben. In den letzten anderthalb Jahren war in Grimmen eine Garnison der Wehrmacht stationiert, die in Baracken an den Trebelwiesen untergebracht war. Jetzt brannten diese Unterkünfte, schwarze Flocken flogen umher. Eine Frau erzählte aufgeregt, von den Amerikanern seien Flugblätter abgeworfen worden. Sie rannte zum Kaufmann Brüdgam in der Langenstraße, um zu sehen, ob dort eines dieser mysteriösen Flugblätter zu finden sei. Wir hinterher, aber es war keines aufzutreiben. Sicher waren gar keine amerikanischen Flugzeuge dagewesen, und die ganze Geschichte zeigt nur, mit welcher Leichtigkeit jedes Gerücht geglaubt wurde. Zeitungen gab es nicht mehr. Das Radio sendete noch und auch die Stromversorgung war noch in Ordnung, die aber am Nachmittag für die nächsten Tage ausfiel, weil das Personal aus dem E-Werk weggelaufen war. Auf diese Weise erfuhren wir vom wichtigsten Ereignis dieses Tages, dem Tode Adolf Hitlers, nichts. Wirklich ein wichtiges Ereignis? Wahrscheinlich wäre die Nachricht angesichts der Notwendigkeit, das eigene Leben und die persönliche Sicherheit zu wahren, mit gebremstem Interesse aufgenommen worden. Aber, wie gesagt, wir hörten davon nichts.

Am frühen Nachmittag wurden am Bahnhof Brot und Käse von einem großen Wagen herab verteilt. Meine Mutter, meine Schwester Helga und ich eilten hin. Eine Menschenmenge drängte sich um den Wagen, der auf dem Bahnhofs-Vorplatz stand. Ein SS-Mann warf Brote und Käselaibe herab. Wer Glück hatte, griff sich eines oder mehrere. Wir hatten Glück und ergatterten drei Brote, die Helga schleunigst nach Hause brachte, während wir versuchten, noch mehr zu bekommen. Plötzlich hieß es „die Russen sind da!“ Alles rannte panisch auseinander. Außer einigen Schreien und Rufen nach Leuten, die sich im Gedränge verloren hatten, sowie dem Rasseln von Hand- und Pferdewagen war nichts zu hören. Da knallten ein paar Schüsse, und als wir von der Bahnhofstraße über die Schranken der Eisenbahnlinie in die Triebseerstraße liefen, sahen wir auf dem Bahndamm, mitten auf den Gleisen in Richtung Stralsund, einen sowjetrussischen Panzer stehen. „Der hat auf einen Lazarettzug geschossen, der eben noch in Richtung Stralsund fuhr“, schrieten einige Leute. Jetzt flohen alle, Soldaten ohne Gewehr, Pferdewagen mit Flüchtlingen, die aus dem Osten gekommen waren. Kaum hatten wir den Bahnübergang gekreuzt, als der Schrankenwärter aus dem Stellwerk wegrannte und die Schranken heruntergingen, so daß die Fliehenden über sie hinweg oder unter ihnen hindurchklettern mußten.

Manche hatten ein Ziel, wie wir, die zu ihrer Wohnung in der Dr. Wilhelm-Kirchhoffstraße wollten, andere aber rannten ziellos, nur weg, weg von den Russen, am besten nach Westen, da die aus östlicher Richtung kamen. In der Triebseerstraße hatte sich ein Flüchtlingswagen an einer Straßenecke der Flitnerstraße festgefahren. Der Kutscher fluchte, fuchtelte mit der Peitsche und machte die Pferde noch scheuer. Sie bäumten sich, aber trotzdem lief ich dicht an ihnen vorbei. Hätte ich unter normalen Umständen nie gewagt. Meine Mutter, die ganz außer Atem war, rief mir zu, ich solle vorauslaufen, aber ich lehnte das ab. Ich wollte bei ihr bleiben. Als wir zu Hause ankamen, hängten die Anwohner überall weiße Fahnen heraus. Eine Nachbarstochter, etwa 20 Jahre alt, sagte ganz fassungslos „die wollen sich ja ergeben!“ Andere schnauzten sie an: „Willst Du vielleicht kämpfen?“ Wehrmachtssoldaten liefen vorbei, in Uniform, aber ohne Waffen. Einer der Herumstehenden fragte, wohin sie liefen und ob sie etwa Grimmen verteidigen wollten. „Womit denn?“ antwortete einer von ihnen, und sie liefen weiter in Richtung Grellenberg. In der Rückschau frage ich mich, warum diese Soldaten, die mit Recht die russische Gefangenschaft scheuten, nicht um Zivilkleidung baten,

um sich nach Beseitigung ihrer Uniform als Zivilisten zu tarnen. Seltsam, keiner versuchte es, und von den Herumstehenden bot es ihnen keiner an. Wahrscheinlich waren alle froh, die Soldaten los zu sein, bevor die Russen auftauchten. Jeder ist sich in einer solchen Situation selbst der Nächste. Wie das mit der Uniform eingeschätzt wurde, zeigte ein Nachbar, Herr Holz, tätig bei der Reichsbahn, der in wilder Verkleidung vom Bahnhof kam, wo er seine Reichsbahner-Uniform zugunsten eines Räuberzivil abgelegt hatte, damit die Russen ihn nicht als eine goldbetresste Wichtigkeit gefangen nähmen.

Wir, d. h. unsere Nachbarschaft, standen auf der Wilhelm-Kirchhoffstraße herum, um von den vorbeilaufenden Flüchtenden, die alle in Richtung Grellenberg/Triebsees liefen, irgendetwas zu erfahren. Einige gaben an, schon mit Russen gesprochen zu haben. Die seien gar nicht so schlimm. Weshalb sie dann wohl wegliefen? Wir machten uns alle weiße Armbinden. Jetzt kamen keine Flüchtenden mehr vorbei. Ein Zeichen, daß nun wohl die bisher unsichtbaren und unhörbaren Verfolger, die Russen, auftauchen müssten. Deshalb zogen wir uns nun von der Straße zurück in die Häuser. Unheimliche Stille voll bedrückender Erwartungen. Drinnen suchte ich meine Uhr, eine alte Taschenuhr mit Silberkette, die ich kürzlich geschenkt bekommen hatte. Das Interesse der Russen an „Uhri, Uhri“ war bekannt, davon hatten wir schon gehört. Meine Taschenuhr war nicht an ihrem Platz. Mein Großvater lachte etwas verlegen und gab zu, sie an sich genommen und seine eigene, wertvollere Taschenuhr, versteckt zu haben. Großmütig verzichtete ich auf die Herausgabe, weil ich diese Uhr ohnehin ganz selten getragen hatte. Und richtig: Plötzlich standen zwei Russen im Hause, ein langer schlanker und ein kleiner, stubsnasiger, der freundlich grinste und das bekannte „Uhri, Uhri“ rief. Sie ließen sich die Uhr von meinem Großvater aushändigen und verschwanden schnell, friedlich und problemlos, wie sie erschienen waren. Das war der erste Kontakt mit den später so genannten „Befreiern“. Sie waren friedlich, nicht grob, aber die „Befreiung“ bezog sich nur auf unser Eigentum, von dem wir „befreit“ wurden. Im Laufe dieses Nachmittags, eines schönen Frühlingstages, sonnig, wie fast das ganze Jahr 1945, aber politisch schwarz und finster, kamen mindestens noch einmal Russen, um uns von Silberbesteck zu „befreien“. Aber sonst geschah nichts.

An der Ecke Wilhelm-Kirchhoffstr. / Grellenberger Straße, wo seit 1943 die sog. „Behelfsheimen“ standen, hatten sich offenbar einige Bewohner bereits mit Russen angefreundet, denn es ertönte besoffener Lärm, untermalt von Ziehharmonika-Musik. Es scheint ziemlich feuchtfröhlich zugegangen zu sein. Die Straße aber war menschenleer. Bei den meisten Anwohnern überwog die Furcht die Kontaktbereitschaft. Plötzlich, am späten sonnigen Nachmittag, hörte man das Motorengeräusch von mindestens zwei Flugzeugen und einige Gewehrschüsse. Meine Mutter befahl uns Kindern, wir sollten uns auf den Fußboden legen und auf jeden Fall von den Fenstern wegbleiben. Mein Großvater lachte etwas spöttisch über diese Schutzmaßnahmen und tat genau dies: er schaute aus dem Fenster und beruhigte uns: es sei nichts zu sehen, und das feuchtfröhliche Lärmen in den „Behelfsheimen“ ging auch ungestört weiter. So konnten wir uns nach einigen Minuten wieder vom Fußboden erheben. Dann stellte sich die Frage, wie man nachts verfahren solle. Für gewöhnlich wurde die Haustür abgeschlossen. Das sollte heute besser unterbleiben, um zu vermeiden, daß die Tür von ungebetenen Gästen kurzerhand eingehauen wird. „Dann schlafe ich überhaupt nicht,“ protestierte meine Großmutter. Aber sie tat es dann doch. Die Haustür blieb unverschlossen.

Deshalb konnte am nächsten Morgen ein russischer „Befreier“ ungehindert eindringen und meinen noch im Bett liegenden Großvater von seiner am gestrigen Tage auf meine Kosten geretteten Taschenuhr befreien. Es handelte sich um ein altes Erbstück, das er von seinem 1916 gestorbenen Vater übernommen hatte. Diese Uhr wurde mit einem kleinen Schlüssel aufgezogen, und den hatte der „Uhri“-Plünderer übersehen. Voll Genugtuung erzählte mein

Großvater, daß der Russe mit der schlüssellosen Uhr nichts anfangen konnte. Wenigstens etwas! Ein weiterer Russe erschien unter dem Vorwand, versteckte deutsche Soldaten zu suchen. Die hatten wir nicht, so begnügte er sich damit, meine Mutter um eine Halskette zu erleichtern. Die rückte sie heraus, als er nach Uhri und Ringen fragte. Meine Mutter machte ihm mit Gesten und Pidgin-Deutsch klar, daß seine Kameraden sich bei uns bereits bedient hätten.

Was hier vom Verhalten der Russen geschildert wird, wirkt recht harmlos. Nach bestem Wissen und Gewissen kann ich auch über nichts Schlimmeres berichten – sehr im Gegensatz zu dem, was uns literarische und mediale Berichte in Funk und Fernsehen schildern. Dieser Hinweis ist angebracht, weil es sowohl dieses ziemlich harmlose, als auch bösartiges, blutiges, sexistisches und sogar mörderisches Verhalten gegeben hat. Grimmen wurde friedlich und kampfflos besetzt. Andere Städte wie Anklam und Demmin hatten unter einer kämpfenden Soldateska zu leiden. Aber auf der friedlich und kampfflos besetzten Insel Rügen haben die Russen auf machen Gütern gehaust, daß es eine Beleidigung der Schweine wäre, ihr Verhalten als „schweinisch“ zu bezeichnen. Jedoch selbst in Grimmen ging's nicht überall so harmlos zu. Als mein Großvater morgens auf den Hof trat, fand er in einer Ecke des Gartens eine verängstigte junge Frau mit einem etwa zweijährigen Mädchen. Sie war in der Nacht vor geilen Russen weggelaufen, durch die Gärten, über Zäune, um sich schließlich in einem Winkel unseres Grundstücks zu verstecken. Sie wurde hereingeholt und mit einigen Erfrischungen gestärkt. Zwar erschöpft und verstört, war sie doch erstmal in einer allerdings brüchigen Sicherheit.

Wieder, wie am Vortag, trafen sich die Nachbarn auf der Straße, um Erfahrungen und neueste Gerüchte auszutauschen. Plötzlich machte die Parole die Runde: „Es ist 1. Mai. Die weißen Fahnen rein und rote raus!“ Mit deutscher Beflissenheit tauchten schnell an allen Häusern die roten Tücher auf. Auch bei uns wurde aus einem roten Vorhang das neue Symbol des Gehorsams über den Zaun gehängt. Kurz danach bekam mein Großvater einen besonderen Besuch: Die Nachbarin, Frau Brüser, eine begeisterte Anhängerin des nun toten Führers, Ehefrau eines SS-Mannes, die als einzige am 30. Januar 1945 noch eine Hakenkreuzflagge herausgehängt hatte, erschien, laut heulend. Ihre NS-Welt war zusammengebrochen. Nun glaubte auch sie an keinen Endsieg mehr. Ob sie wohl schon gehört hatte, daß ihr Führer tot war? Unwahrscheinlich, weil es ja keine Elektrizität und deshalb keinen Radio-Empfang gab. Die Anti-Nazi-Einstellung meines Großvaters war bekannt. Seltsamerweise war er damit das ganze „1000-jährige Reich“ über durchgekommen. Er wurde als „der Mann, der nie mit Heil Hitler grüßte“, bezeichnet. Jetzt flehte die geknickte Frau Brüser ihn tränenreich an, er möchte bitte keine Rache an ihr und ihrer Familie nehmen. Mein Großvater beruhigte sie: Familie Brüser hätte ihm nichts getan, er habe weder den Willen noch das Bedürfnis zur Rache. Halbwegs getröstet zog sie ab. Und schon kam das nächste dramatische Ereignis: Plötzlich, in der Mittagszeit, wimmelte die Dr. Wilhelm Kirchhoffstraße von Russen. Den Bewohnern wurde mitgeteilt, sie hätten sofort ihre Häuser für eine russische Truppe freizumachen. Man solle einige Sachen und dann sich selbst packen. ... Andernfalls ... ! Die Nachbarstochter, die gestern noch Grimmen verteidigen wollte, stand laut flennend vor ihrem Haus, aber sonst war es erstaunlich, mit welcher Gelassenheit die Menschen auf diesen neuen Schlag reagierten. Sie hatten ja auf Unannehmlichkeiten und womöglich mit Schlimmerem durch die Okkupanten gerechnet. Nun waren sie da, und alle waren froh, daß „nur“ dies und nicht Mord, Verschleppung und Vergewaltigung vorkamen.

Auch wir – drei Erwachsene und drei Kinder – packten schnell einige Sachen in einen Handwagen. Ein älterer russischer Soldat kam und lachte freundlich meine achtjährige Schwester an, die vor allem ihre Puppen rettete. „Zwei, drei Tage, dann wieder hier“,

radebrechte er, uns zum Trost, und meine Mutter fühlte sich wirklich ein bisschen beruhigt. Sie teilte das der heulenden Nachbarstochter mit. „Aber in welchem Zustand werden die Häuser sein“, winselte sie ungetröstet. Damit sollte sie Recht behalten. Das galt auch im Hinblick auf alles, was zurückbleiben mußte: Die gesamte Einrichtung, Geschirr und Besteck, Kleidung und Arbeitsgeräte. Vor allem aber auch das Vieh. Manche Nachbarn hatten ein Schwein, wir besaßen sechs legetüchtige Hühner. Diese und anderes haben wir in der Tat nicht wiedergesehen. Die Russen hatten sich während dieser Aus- und Einquartierung zurückgehalten. Es liefen nur einige mit drohend gereckten Schusswaffen zur Kontrolle herum. Soweit ich beobachten konnte, haben sie nicht einmal zur Eile angetrieben, „dawai, dawai!“ Allerdings machte ohnehin jeder, daß er so schnell und ungeplündert wie möglich wegkam. Eines war klar: Jeder mußte sehen, wo er blieb. Ich vermute, daß die Flüchtlingsfamilie aus Fiddichow in Hinterpommern – Großmutter, Mutter und zwei kleine Kinder – die wir seit Monaten als „Einquartierung“ im Hause hatten, in irgendeinem öffentlichen Gebäude, das nun als Lager diente, unterkamen. Schon während der letzten Kriegsmonate waren Schulen, das Gerichtsgebäude und Teile des Rathauses dafür gebraucht worden. Wir schoben und zogen mit unserem Handkarren anderthalb Kilometer bis zum Bauern Gustav Diekelmann in der Greifswalder Straße, Ecke von Homeyer Straße, wo wir als alte Bekannte aufgenommen und notdürftig auf einem geräumigen Dachboden untergebracht wurden. Die Familie Diekelmann war mit meinen Großeltern befreundet. Der Bauer, Gustav Diekelmann, hatte in die Familie des Müllers Dahms eingeheiratet. Die alte Oma Dahms war eine Freundin meiner Großmutter, der riesige Müller Ernst Dahms ein Schulfreund meines Großvaters, die Bäuerin, Liesbeth, genannt Lieschen Diekelmann war eine Schulkameradin meiner Mutter. Sie nahmen uns hilfsbereit auf, als wir selbstverständlich unangemeldet vor ihrer Tür standen und die Umstände schilderten. Auf ihrem Hof herrschten schwer beschreibbare Zustände. Zum einen waren wir nicht die einzigen exmittierten Dachbodenbewohner. Zwei Frauen mit zwei sehr kleinen Kindern waren bereits da. Auf dem Hof drückten sich auch zahlreiche Russen herum, die wahrscheinlich ihre Pferde in Diekelmanns Stall untergebracht hatten. Außerdem waren auch weibliche russische Arbeitskräfte auf dem Hof, die bereits während der NS-Herrschaft als Fremdarbeiterinnen verpflichtet gewesen waren. Damals rechtlos, spielten sie sich nun als Herrschaft auf. Allerdings waren die beiden Russinnen Diekelmanns recht bescheiden. Sie gaben sich mehr mit den russischen Soldaten ab (oder umgekehrt) als daß sie arbeiteten. Aber zugleich hielten sie offenbar die russische Soldateska einigermaßen im Zaum. Eine der Fremdarbeiterinnen hatte wahrscheinlich von einem russischen Verehrer ein feines weißes Kleid, ein Festgewand, verehrt bekommen. Stolz führte sie es Lieschen Diekelmann vor. „Ein Nachthemd“, stellte die trocken fest. Das Mädchen nahm es mit Humor. Wahrscheinlich durfte sie mit weiteren Gaben ihrer russischen Verehrer rechnen. Später ist es diesen sog. „Zwangsarbeiterinnen“ meist schlecht ergangen. Daß sie sich zur Arbeit in Deutschland hatten zwingen lassen, wurde ihnen vom großen Befreier Stalin übel angerechnet und sie lernten nun nach dem deutschen den viel brutaleren stalinistischen Zwang kennen. – Aber dies war immer noch nicht genug. In der Scheune war ein Flüchtling aus Bessarabien untergebracht, der Pferd, Wagen und ein lebendes Schwein mit sich führte. Lieschen Diekelmann sagte zu mir: „Achte mal ein bisschen auf den Bessaraben. Der hat lange Finger. Du verstehst doch, was ich meine?“ Ich hatte verstanden, aber meine kleine Schwester nicht. „Was meint sie mit langen Fingern? Hat er lange Fingernägel?“

Hier also, in dieser Umgebung und dieser Situation verbrachten wir die Tage vom 1. bis zum 8. Mai 1945, also eine ganze Woche. Immer wurden wir ermahnt, nicht so auffällig die Bodentreppe zu benutzen, damit die im Hause herumlungern Russen nicht merken sollten, daß oben, auf dem Boden, Frauen versteckt sind. So mußten wir uns leise verhalten und durften oben nicht poltern. Eines der kleinen Kinder der anderen Mitbewohner veranstaltete

einmal ein lautes Gebrüll, das die Mutter weder mit Drohen noch durch gutes Zureden zur Ruhe bringen konnte. Sie warf das Kind schließlich auf eine Matratze und drückte ein Kissen auf sein Gesicht, bis das Kind blau anlief und mit dem Gebrüll aufhörte. Das wiederholte sie, weil das Kind eben nicht aufhörte, wenn das Kissen gelockert wurde. Schließlich herrschte Ruhe. Daß dies keiner Grausamkeit, sondern echter und begründeter Furcht vor Entdeckung des Verstecks durch die Russen entsprang, zeigen zwei Ereignisse: Eine der Frauen befand sich – in größerer Gesellschaft – in Diekelmanns Küche, um eine Babynahrung zu wärmen. Ein Russe, ein großer, grob aussehender Kerl mit Kosakenmütze, kam herein, packte die Frau an einem Finger und rief grinsend die gefürchteten Worte „Frau komm!“ Die Frau wurde abwechselnd rot und bleich und sagte mit einem ganz seltsamen Gesichtsausdruck, einer Mischung aus Furcht und erzwungenem Lachen „erst mein Kind satt machen!“ Der Russe grinste und ließ sie los, vielleicht auch, weil die anderen Umstehenden der Frau zwar nicht halfen, aber doch einen erregten und missbilligenden Eindruck machten. Nun wurde noch genauer darauf geachtet, daß niemand etwas von der Bewohnerschaft des Dachbodens etwas bemerkte. Niemand durfte die Tür zur Treppe öffnen, wenn ein Russe in der Nähe war. Und Welch Entsetzen breitete sich eines frühen Nachmittags aus, als alle oben waren, und man hörte, wie jemand keuchend die Treppe langsam hochschlich. Kurz bevor Panik wegen eines vermuteten sexgeilen besoffenen Russen ausbrach, erschien der asthmatisch keuchende Müller Dahms, der sich als Hausbesitzer nur mal überzeugen wollte, wie die Insassen des Lagers auf seinem Dachboden so existierten. Einmal hörten wir ein lautes Geschrei: Ein Haufen plündernder Polen war in Diekelmanns Hof eingebrochen. Diese Polen waren besonders verhasst. Es handelte sich um ehemalige Zwangsarbeiter, die z. T. jahrelang im Deutschen Reich arbeiten mußten, und die sich nun als Sieger und Herren über Leben und Eigentum der Deutschen aufspielten. Offenbar waren sie auch bei den Russen, ihren „Befreiern“, nur sehr begrenzt beliebt, denn die hatten bereits in den ersten Tagen ihrer Okkupation einen deutschen Ordnungsdienst erlaubt. So standen in der Greifswalder Straße der Viehhändler Drews und einige kräftige Männer, versehen mit einer „Ordner“-Armbinde. Sie sollten, soweit möglich, Plünderungen verhindern, Russen selbstverständlich ausgenommen. Auch in diesem Falle rückte eine ein halbdutzend Mann starke Ordner-Truppe unter Drews Leitung an, so daß die Polen schnell verschwanden. „Immer uns rufen, nichts verstecken!“ verkündete Drews selbstbewusst. Aber Gustav Diekelmann stopfte nach diesem Erlebnis einen Sack mit Sachen, die er vor Plünderern schützen wollte und verbarg ihn in einem Mauerloch seines Viehstalles. Irgendwie seltsam, daß ich mich an kein Eingreifen der Russen erinnern kann. Wahrscheinlich waren die aber nur zu bestimmten Zeiten des Tages anwesend und betätigten sich sonst außerhalb des Hofes. Es wurde übrigens bei einer solchen Gelegenheit erzählt, ein umgänglicher Russe habe die aufgeregte herumlaufenden, verängstigten Deutschen getröstet: Die ersten drei Wochen nach einer Besetzung seien schlimm. Danach werde alles besser. Na ja, als dies gesagt wurde, hatten wir erst eine dieser drei Wochen hinter uns und die Verhältnisse waren entsprechend.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß meine Mutter auf dem Dachboden ihren Geburtstag beging. Sie wurde am 5. Mai 1945 vierzig Jahre alt. Lieschen Diekelmann, ihre Schulfreundin, gratulierte mit ein paar Blumen aus dem eigenen Garten und einer Extraration Milch. Aber selbstverständlich war niemand zum Feiern zumute.

Man darf sich diese Tage der ersten Maidekade nicht als eine Zeit bleierner Stille vorstellen. Im Gegenteil: Die Straßen, insbesondere die Greifswalder Straße, die dem Durchgangsverkehr diente, war voller Menschen und Fahrzeuge, meist russischen, aber auch Flüchtlingswagen aus dem Osten fuhren noch gelegentlich. Aber auch Deutsche, die nicht arbeiteten – alle Behörden, Geschäfte, Praxen waren geschlossen – standen herum und suchten – irgendwie – nach verwertbaren Gütern und nach Informationen. Diese bestanden

meistens aus Gerüchten, denn es gab ja keine Elektrizität, also keinen Radioempfang und keine Zeitungen. Aber viele meinten, irgendetwas gehört, von Russen erfahren zu haben. Das wurde dann weitererzählt, und meistens war es Unsinn. So kam das Gerücht auf, die Russen würden Grimmen zugunsten der Amerikaner räumen. Eine Frau reinigte die Straße. Gefragt, was das solle, sagte sie: „Ich will die Amerikaner freundlich empfangen!“ und deutete ironisch einen Knicks an. Ein Mann antwortete darauf mit düsterer Stimme: „Wir kommen alle nach Sibirien!“ „O Mann“, entsetzte sich die Amerikanerfreundin, „Sie machen einem ja richtig Angst!“ Wie gesagt, alles Gerüchte und alles Unsinn. Weder Amerikaner noch Sibirien.

Die ganze Zeit über waren russische Truppen in Bewegung gewesen, also noch keine Stationierung einer Einheit als Garnison. Das brachte Unsicherheit mit sich, weil immer neue, unberechenbare, plünderungsbereite Okkupanten auftauchten. So hatten einige sich vom Hofhund Dieckelmanns, dem bei uns Kindern sehr beliebten Karo, gestört gefühlt, der Fremde wütend anklaffte. Da angekettet, konnte er ihnen nicht gefährlich werden. Trotzdem hatten sie ihn kurzerhand erschossen. Meine Großmutter betrachtete die auf der Greifswalder Straße durchziehenden Russen. Viele fuhren in großen amerikanischen Lastwagen, andere auch in vorsintflutlichen Pferdekarren, den Panjewagen. Ein Kastenwagen erregte Interesse und Aufmerksamkeit, weil über dem Fahrerhaus ein Porträt des großen Arbeiterführers Stalin in Marschallsuniform prangte.

Meine Großmutter betrachtete dieses Treiben vom Dachboden aus und seufzte: „O diese Knechte, diese Knechte haben unsere schöne Wehrmacht besiegt!“ „Sei bloß vorsichtig und laß das niemand hören“, wurde sie ermahnt. Von wegen „Befreiung“! Eine ganze Reihe von Mitbürgern fühlte sich ebenfalls so wenig „befreit“, daß ihr weiteres Leben sinnlos und die Zukunft aussichtslos erschien. Sie beendeten ihr Leben, nun ja, nicht freiwillig, aber doch auf eigenen Entschluß und durch eigene Hand. Finis Germaniae. Das glaubten sie nicht überleben zu können. So handelten nicht nur Leute, die unter den neuen Okkupanten-Regime Rache für im „Dritten Reich“ begangene Taten zu fürchten hatten. Solche dürfte es in der Kleinstadt Grimmen nicht gegeben haben. Vielmehr handelte es sich um ehrenwerte und angesehene Bürger, wie den Besitzer der kleinen Ortszeitung, Waberg mit seiner Familie und um den sehr beliebten Arzt, Dr. Geisler. Ein Bekannter suchte ihn auf, er hatte einen Blumenstrauß mitgebracht. Als er schellte und die Praxis betrat, hieß es: „Die Blumen können Sie gleich auf Dr. Geislers Sarg legen“. Unter unseren näheren Bekannten war es eine Angestellte der Stralsunder Rats-Apotheke, Fräulein Tanke, die sich vergiftete. Ob wegen drohender oder erfolgter Vergewaltigung oder eben „nur“ als Reaktion auf das Gefühl existentiellen Zusammenbruchs, blieb uns, besonders uns Kindern, verborgen.

Nach einer Woche endete unsere Dachbodenexistenz, weil mein Großvater es zusammen mit einigen anderen wagte, die von den Russen beschlagnahmten Häuser aufzusuchen. Er kam mit der erfreulichen Botschaft zurück, die Gebäude der Dr.Wilhelm-Kirchhoffstraße seien verlassen. Wir könnten zurückkehren. Das war am 8. Mai 1945, am Tage neun der Okkupation. Was fanden wir vor? Na ja, die Häuser standen noch. Auch die Einrichtung war noch vorhanden. Der Unrat im Haus war nicht sehr schlimm. Es hatte auch verhältnismäßig wenig Vandalismus gegeben. Fensterscheiben waren nicht zerschlagen und Möbel nicht zu Brennholz verarbeitet worden. Aber Wäsche und Betten fehlten und unsere Hühner waren weg. „Zapzerap“ – diese Bezeichnung für die Befreiung vom Eigentum kam damals auf. Ich hatte einen schönen Ball, der früher für Fuß- und Völkerballspiele verwendet worden war, und der mir, dem Besitzer, eine gewisse Hochachtung bei den umwohnenden Knaben eingetragen hatte. Jetzt: zapzerap! Leichter zu ertragen war der Verlust meiner Rollschuhe, die ich auch vorher wegen des huckeligen Kopfsteinpflasters der Straße nicht benutzen

konnte. Kochtöpfe und Geschirr waren teils weg,, teils waren sie in andere Häuser verschleppt und wurden nun von deren Eigentümern zurückgegeben. Sogar ein Esstisch war aus unserem Hause in ein anderes verschleppt worden. Während diese Möbelbewegungen den Russen anzulasten waren, hatten unsere deutschen Volksgenossen, wohl in erster Linie Ostflüchtlinge, die Gelegenheit genutzt, ihre Fluchtverluste aus den verlassenen Häusern auszugleichen. Wie lange die Russen hier gehaust hatten, wie oft die Besatzung gewechselt hatte und wie lange die Häuser überhaupt leergestanden hatten, war nicht festzustellen.

Nun begann sich allmählich das Leben zu normalisieren, wie man so schön sagt. Das heißt, die Menschen, die aus einer Katastrophe verhältnismäßig unbeschädigt auftauchen, prüfen die neuen Verhältnisse. Wenn sie nicht für ganz unerträglich gehalten werden und – wie bei den geschilderten Fällen – mit dem Freitod enden, dann arrangiert man sich mit dem ungewohnten Neuen. Andere Strukturen und Werte werden akzeptiert, der Zeitgenosse nimmt neue Konventionen an. Notfalls mit Gewalt wird klar gemacht, was sich schickt, was korrekt ist und was man abzulehnen hat. Neue Milieus entstehen: Individuen und Schichten, die bisher verborgen oder – etwa als KZ-Häftlinge oder als Fremdarbeiter - ganz unten in der Rangordnung existierten, stiegen auf und spielten sich als bedeutend und als Herren auf. Auch die Rituale des Umgangs – die Grußformen zum Beispiel, wandelten sich. Manchen fiel es schwer, das vertraute „Heil Hitler“ zu unterdrücken und den ausgestreckten Arm unten zu lassen. Als komische Begebenheit wurde erzählt, daß jemand in einen öffentlichen Raum eingetreten sei und, wie früher „Hei ...“ rief. Verflixt, während er dies sagte, fiel ihm ein, wie unstatthaft und gefährlich er sich, wenn auch versehentlich, verhielt. Er rief „Hei, Hei!“ und wedelte mit der schon erhobenen Hand. Ein Witz wurde erzählt: Jemand kam zum Standesamt. „Ich möchte meinen Namen ändern.“ „Wie heißen Sie denn?“ „Adolf Kacke.“ „Ja, das ist ein unangenehmer Name. Haben Sie sich denn schon einen neuen ausgesucht?“ „Ja, Peter Kacke.“

Als die Post wieder in Gang kam, benötigte man auch wieder Briefmarken. Neue gab es nicht, also verwendete man die alten Hitler-Marken, allerdings mit dem Aufdruck „Deutschlands Verderber“. Es gab viele gesinnungstüchtige Anpasser an die neuen Verhältnisse. Deren Benehmen war in psychologischer und charakterologischer Hinsicht das Gegenteil derjenigen, die sich den neuen Verhältnissen durch Freitod verweigerten. In Grimmen, in der Triebseer Vorstadt war das ein kleiner Wichtigtuer, Herr Kowallek, der sich nun Polizeiaufgaben anmaßte. Vor 1945 ein Nichts, Volksgenosse zwar, aber doch auf der untersten sozialen Stufe, konnte er nun, ausgerüstet mit einer Armbinde, die ihn als irgendeine Art von polizeiähnlichem Ordnungsdienst auswies, andere Leute kommandieren und schikanieren. Das habe ich beim Schlangestehen vor Geschäften selbst erlebt. Da sorgte er wichtigtuerisch für Ordnung. Statt von dieser Seite sollte man von der anderen herantreten. Solche unerfreulichen Gestalten gab es öfter.

Die Russen, die nun eine Kommandantur einrichteten, bemühten sich um den Aufbau einer neuen Verwaltung, die nicht nur aus Chaoten der geschilderten Art bestehen sollte. Hier ist mein Großvater rühmend hervorzuheben. Als alter Sozialdemokrat hatte er sich wirklich von den Nationalsozialisten ferngehalten. Er hatte es immer abgelehnt, die Hakenkreuzfahne zu hissen und hat nie mit „Heil Hitler“ begrüßt. Der Familienlegende zufolge hat er sich als Justizsekretär am Grimmer Amtsgericht 1933 oder 1934 zwar nicht freiwillig, aber doch auf eigenen Antrag pensionieren lassen. Seltsamerweise hat er sich trotz seiner Haltung während der NS-Zeit unangefochten behaupten können. Nun wurde er durch einen russischen Dolmetscher, der mit einem Fahrrad vorfuhr, aufgefordert, zu einer Unterredung in die Kommandantur zu kommen. Dabei gab es noch eine Panne: er versäumte den angegebenen Termin, weil der Russe nach Moskauer Zeit, er aber nach deutscher gerechnet hatte.



Man machte ihm das Angebot, er solle der neue Landrat des Kreises Grimmen werden. Durch irgendwelche Vertrauensleute war den Russen mitgeteilt worden, hier handele es sich um den Mann, der nie mit „Heil Hitler“ grüßte. Außerdem war er Justizsekretär gewesen, hatte also Erfahrung mit Ämtern und Verwaltung. Allerdings war er bereits 73 Jahre alt und gesundheitlich angegriffen. Mit dieser Begründung gelang es ihm, sich dem Angebot zu entziehen. Was er nicht sagte, war, daß er dem Frieden mit den Russen nicht traute. Er hätte bei seiner moralisch starren Einstellung sicher mit ihnen Krach bekommen. Von der Unterredung kam er ganz beeindruckt zurück. Die Russen seien sehr freundlich gewesen, hätten ihn mit Handschlag begrüßt und verabschiedet und hätten seine Absage akzeptiert.

Die ersten Wochen der Okkupation kennzeichnet eine seltsam widersprüchliche Atmosphäre. Einerseits eine völlige Umgestaltung bisheriger Strukturen, Werte und Rituale. Nach wie vor Unsicherheit für Leben, körperliche Unversehrtheit, persönliche Freiheit und Besitz. Aber andererseits Versuche, das Chaos zu bändigen und eine neue Ordnung zu schaffen. Ein Gerücht kam auf: Mongolische Truppen würden durch Grimmen marschieren. Eine Katastrophe drohe. Die Mongolen seien die schlimmsten. Sie würden nicht bloß vergewaltigen, sondern die Frauen anschließend erschießen. Meine achtjährige Schwester Helga klärte mich mit drastischen Worten auf, wie das geht, vergewaltigen. Furchtbar! Ja, furchtbar interessant. Unter den Knaben der Nachbarschaft war es zu Kontakten mit Russen gekommen, und wie das so geht, hatten sie einen gerne zitierten Soldatenfluch aufgeschnappt: „Sub twoj matj!“ Sie benutzten ihn gerne, um auszudrücken, wenn ihnen etwas nicht passte. Die wenigsten Erwachsenen verstanden, zum Glück für die Lümmel. Aber allmählich wurde doch bekannt, was die gesinnungs-dreckige Aufforderung bedeutete: „Fick deine Mutter!“ Von diesem eher schmutzigen Kontakt abgesehen, kamen Kinder und russische Soldaten ziemlich unproblematisch miteinander aus. Neben dem Postamt lag ein Soldat breit grinsend in einem Parterrefenster, und Kinder, die vorbeikamen, erhielten ein Brot mit Honig. Wenn der herunter kleckerte und die Finger klebten, amüsierte sich der Russe. Angesichts der allgemeinen Lebensmittelknappheit war seine Gabe nicht zu verachten.

Es wurde ein Ordnungsdienst eingerichtet. Männliche Einwohner der Dr. Wilhelm-Kirchhoffstraße (und sicher auch anderswo) erhielten eine sage und schreibe schwarz-weiß-rote Armbinde, in deren weißen Feld „Ordner“ stand. Auch mein Großvater gehörte zu diesen Ordnern, und wir bastelten und beschrifteten seine Armbinde. Mir ist nicht bekannt, daß die Männer bei ihren Patrouillen auf der Straße irgendwelche polizeilichen Heldentaten vollbrachten. Aber vielleicht wirkten sie auf potentielle Plünderer abschreckend, sofern es sich nicht um bewaffnete Russen handelte.

Auf einer Wiese (die in späteren Jahren bebaut wurde) stand ein verlassener Pferdewagen von Ostflüchtlingen. Er war überdacht, also eine Art primitiver, mit Stroh ausgepolsterter Wohnwagen. Pferde und Menschen waren verschwunden. Aber um ihn herum lagen Uniformen des Reichsarbeitsdienstes, dessen Mützen sich bei den Jugendlichen großer Beliebtheit erfreuten. Außerdem gab es kleine, handteller-große Metallschachteln, die mit Esbit, einem Trockenbrennstoff gefüllt waren. Die Schachteln konnte man aufklappen, dann waren sie als wärmender Untersatz für ein Kochgeschirr geeignet. Diese Esbit-Schachteln waren sehr begehrt und verschwanden nach kürzester Zeit.

Wie schon gesagt, hatten die Russen eine Kreis- und Stadtverwaltung eingerichtet. Diese verkündete ihre Regelungen, indem ein Ausrufer durch die Straßen lief. Er bimmelte mir einer Glocke und rief dann seine Mitteilungen mit lauter Stimme wie im Mittelalter „Hört, ihr Leut und lasst euch sagen ...“ Auf diese Weise gelangte ein Befehl der Russen zur Kenntnis der

Bevölkerung: Alle Radiogeräte seien abzuliefern. Vermutlich handelte es sich hierbei um eine örtliche Plünderungsschikane. Denn auf diese Weise fiel der Rundfunk als Propagandamedium der neuen Ordnung aus. Ich weiß nicht genau, wann die Elektrizität und das fließende Wasser wieder kamen. Aber lange hat die Unterbrechung nicht gedauert, und die Russen wollten schließlich auch nicht im Dunklen sitzen. Sie hatten sich in einigen Häusern in der heutigen Friedrichstraße (bis 1945 Adolf-Hitler-Straße) und zwar zwischen Karlstraße und Wilhelmstraße eingenistet. Ihr Bezirk wurde durch einen hohen grau gestrichenen Bretterzaun abgegrenzt. Dieses Russenquartier nannten die Grimmer „Kreml“. Wir luden eines Tages unser Radio und wohl noch einige aus der Nachbarschaft auf unseren Handkarren, um sie pflichtschuldigst bei den Russen in einem Nebengebäude des Rathauses in der Buddelinerstraße abzuliefern. Mein Großvater schnitt die Stromleitung mit dem Stecker ab, so daß die Eigentums-Befreier mit den Geräten nichts mehr anfangen konnten. Vielleicht haben es die Russen mit solchen Geräten gehalten wie später die Landwirte in der neugegründeten DDR: Die angeblich großzügige Sowjetunion lieferte den Deutschen Traktoren, die meist nichts taugten. Deshalb nahmen die Landwirte von drei Traktoren einen, den sie ausschlachteten, um die beiden anderen halbwegs betriebsbereit zu machen.

Es sei noch mal daran erinnert, daß dies hier die Erinnerungen eines damals Zehnjährigen sind. Deshalb sind viele Dinge nicht beachtet worden, die für einen Erwachsenen von großer Bedeutung sind, wie z. B. die Sorge um die Ernährung. Es gab ja in den ersten Wochen der Okkupation noch keine geordnete Lebensmittelversorgung. Gewiß, es war Frühsommer, die Sonne strahlte. In meteorologischer Hinsicht (aber nur in dieser) war das Jahr 1945 wunderschön. Man konnte von den Früchten des Gartens und den Zuwendungen nahe stehender Landwirte leben. In unserem Falle war das die Familie Diekelmann. Obwohl alles knapp war, haben wir dank dieser Beziehungen nie Hunger gelitten. Eine meiner prägendsten Erinnerungen bezieht sich auf eine sog. „Hamsterfahrt“, die meine Großmutter mit mir an einem glutheißen Sommertag unternahm. Die Familie Sorge war alteingesessen und hatte viele Bekannte, auch unter den Bauern der näheren Umgebung. Diese suchten wir auf. Also nicht irgendwelche, sondern Bekannte. Als wir am Abend zurückkehrten, hatten wir nicht eine Kartoffel, kein Ei, keinen Tropfen Milch – buchstäblich nichts ergattert. Meine Großmutter hatte den bekannten Bauern nur Geld angeboten, im Vertrauen auf die persönliche Bekanntschaft. Aber die brachte nichts, außer, daß wir höflich behandelt und nicht mit Hunden von den Höfen gejagt wurden. „Ach, wir haben selber nichts, die Russen und die Flüchtlinge ...“ Das waren die Ausreden. Selbstverständlich Ausreden, denn hätten wir statt wertlosen Geldes Tauschware geboten, Tabak, Edelmetall oder Alkohol, dann wäre noch etwas auch für uns übrig gewesen. Aber für wertlose Reichsmark – nichts.

Im August oder September beteiligten wir uns am Ährensammeln. Das war auch eine zeittypische Lebensmittelbeschaffung. Auf den abgeernteten Feldern – die Ernte fand überall statt, auch auf den Gütern, denen die als „Bodenreform“ getarnte Enteignung bevorstand – waren beim Mähen Ähren liegen geblieben. Die Felder wurden offiziell zum Absammeln freigegeben und ganze Familien rückten dafür an. Die Ähren konnten entweder als Hühnerfutter verwendet oder an bestimmten Sammelstellen abgeliefert werden. Für eine bestimmte Menge bekam man ein Pfund Mehl oder auch etwas mehr. Das war sehr begehrt, und an der Sammelei beteiligten sich Großmutter, Mutter und drei Kinder. Der 73jährige Großvater ging auch mit, brauchte aber nicht die schattenlosen Äcker in gebückter Haltung abzusuchen. Er sorgte auf andere Weise für einen Beitrag zur Ernährung. Auf Weisung der Kommandantur bekam jeder Einwohner pro Woche einen Brotlaib. Der Großvater hatte einen Bekannten, der einen Kindergarten oder ein Waisenhaus mit Brot versorgte. Von zehn Broten zweigte er drei ab, zwei behielt er selbst, eines händigte er dem Großvater aus. Bezeichnend für die Zeit und die Umstände, daß niemand Anstoß an dieser Benachteiligung der Kinder

nahm. Jeder war sich selbst der Nächste und auf ein zusätzliches Kilo Brot verzichtete man nicht aus herkömmlichem Anstand.

Nicht nur die Ernährung war problematisch, auch die Versorgung mit Genußmitteln. Das Begehrteste war der Tabak, und mein Großvater rauchte gerne. Es wurde allgemein üblich, selbst Tabak anzubauen. Die Spottbezeichnung „Marke Siedlerstolz“ kam auf. Es muß ein furchtbarer Knaster gewesen sein. Aber auch die Russen hatten seltsame Rauchgewohnheiten. Sie rollten sich ihre Zigaretten selbst, aber mit Zeitungspapier. Furchtbar. Für die Gesundheit meines Großvaters wirkte es sich wahrscheinlich positiv aus, daß sein Tabakanbau mit einem Desaster endete. Als die Tabakblätter gepflückt und zum Trocknen auf eine Leine gehängt worden waren, verschimmelten sie und mußten weggeworfen werden. Wie gesagt, der Gesundheit war dies trotz des Ärgers sicher zuträglich. Übrigens war es für fanatische Raucher auch in den folgenden Mangeljahren üblich, Kräutertee und getrocknete Rosenblätter in der Pfeife zu rauchen. Verständlich, daß Tabak im Schwarzhandel eine große Rolle spielte und als Tauschmittel begehrt war.

Wie bereits angedeutet, das Alltagsleben ging weiter. Die Russen hielten sich zurück, und sog. „Antifaschisten“ übernahmen mit russischer Unterstützung und Überwachung die Umgestaltung der Verhältnisse. Dabei ging es erst einmal um die notdürftigste Versorgung der Bevölkerung. Von der Neugründung „antifaschistischer“ Parteien haben wir nichts bemerkt, obwohl mein Großvater als überzeugter und im Rahmen des Möglichen offener NS-Gegner und als alter Sozialdemokrat sicher angesprochen und zur Mitwirkung aufgefordert wurde. Aber davon weiß ich nichts.

Für uns Kinder war die Schule viel wichtiger. Nicht, daß wir den seit April andauernden Schulausfall bedauert hätten. Bis zum 1. Oktober sollte die schulfreie Zeit noch dauern. Einige Lehrer, darunter mein letzter Klassenlehrer, Herr Winter, der in der bisher so genannten Adolf-Hitler-Straße wohnte, versuchten einen schulischen Neubeginn. Da die Schulgebäude in Grimmen noch zu anderen Zwecken, wahrscheinlich als Flüchtlings-Unterkünfte besetzt waren, wurde irgendwann, im Juni oder Juli zur Unterrichts-Eröffnung in das Gerichtsgebäude in der Hafestraße aufgerufen. Unser Klassenlehrer, Herr Winter, begrüßte uns mit einer gefühlvollen Ansprache. Großes habe sich ereignet, Schreckliches sei abgelaufen. Aber so habe es ja kommen müssen. Der Mann (er meinte Hitler) habe großenwahnsinnig viel zu viel erobern gewollt. Die große Sowjet Union! „Seht Euch mal auf der Karte die Größenverhältnisse an!“ Aber nun werde der Aufbau beginnen.

Als ich von diesem ersten Schultag meinem Großvater berichtete, lachte er höhnisch. „Ja, ja, so reden sie heute. Gestern haben sie ihren Führer bejubelt.“ Damit spielte er auf die vielen NSDAP-Mitglieder unter den Lehrern an. Einer, Herr Schöning, war früher in SA-Uniform in der Schule erschienen. Und in der Tat: Dieser auf Privatinitiative beruhende Versuch, den Unterricht wieder in Gang zu bringen, mißfiel der Besatzungsmacht. Nur der erste Schultag konnte stattfinden. Dann war's damit vorbei, und eine Aussonderung ehemaliger „Nazis“ aus dem Lehrerkollegium begann, niederträchtig als „Säuberung“ bezeichnet. Auch der erwähnte ehemalige Klassenlehrer Winter wurde „abgeholt“ und soll nach Neubrandenburg gebracht worden sein, wo sich eines der neuen, jetzt kommunistischen KZ befand. Weil ich am 1. Oktober nicht mehr in Grimmen, sondern in Stralsund zur Schule ging, weiß ich nicht genau, was aus ihm geworden ist. Gerüchteweise hörte ich, er sei im Lager gestorben. Aber die Schüler wurden nicht einfach nach Hause geschickt und dort sich selber überlassen. Ein landwirtschaftlicher Einsatz trat an die Stelle des Unterrichts. Auf einem Acker, der irgendwo zwischen Holthof und Groß Lehmhagen lag, mußten wir unter Aufsicht einiger Lehrer Unkraut jäten und später, im August / September, Ähren lesen, wie bereits beschrieben. Es

verursachte einigen Ärger, weil die gesammelten Ähren abgeliefert werden mußten. Die Behauptung, die Lehrer hätten sie eingesackt, kam auf. Es war nahe liegend. Immerhin, die Schüler waren beschäftigt, was den Eltern ganz recht gewesen sein dürfte. Manche Jugendliche waren schon auf dumme, unter den Okkupationsverhältnissen gefährliche Gedanken gekommen. So wollten in der Dr. Wilhelm-Kirchhoffstraße einige ältere Jungen, die alle so um die 14 Jahre waren, einen Jugendverein gründen, der zwar nicht ausdrücklich an die Hitlerjugend anknüpfte, aber immerhin: den Russen wäre die Geschichte gefährlich vorgekommen und sie hätten mit Verhaftung und Verschleppung reagiert. Allerdings schloß die Sache nach ein paar geheimen Treffen auf einer Wiese wieder ein und war damit folgenlos erledigt.

Zu den negativen Ereignissen jener Sommermonate gehört, daß ehemalige NSDAP-Mitglieder „abgeholt“ wurden und – wie man hörte – nach Neubrandenburg gebracht wurden. So auch ein Nachbar, Herr Wolf, Finanzbeamter und kleines NS-Mitglied. Die Verhaftungen muteten recht willkürlich an, weil keineswegs alle ehemaligen „Nazis“ „abgeholt“ wurden. Hier waren offenbar deutsche Denunzianten am Werke, die den Sowjets zuarbeiteten, aber dabei vermutlich auch persönliche Rechnungen beglichen.

Wie war die Stimmung in der Bevölkerung? Erleichtert, daß der Krieg vorüber war. Verunsichert wegen der undurchsichtigen Willkür der Besatzer und interessiert vor allem an der Beschaffung von Lebensmitteln, um das tägliche Überleben zu sichern. Die Besatzer propagierten Optimismus: „Die Hitler kommen und gehen. Das deutsche Volk, der deutsche Staat aber bleiben“. Diese Stalin-Propagandaphrase wurde verbreitet und wirkte zweifellos stimmungsfördernd. Na ja, es geht doch. Was schlecht ist, wird sich hoffentlich bald bessern. So dachten auch unsere Flüchtlinge. Am 12. Januar 1945 hatte an der Ostfront der große Ansturm der Sowjetarmee begonnen, der eine gewaltige Flüchtlingslawine nach Westen auslöste. Auch Grimmen hatte viele der Gestrandeten aufzunehmen. Die Einheimischen betrachteten diese armen Hilflosen selten mit Hilfsbereitschaft. Auch bei meinen Großeltern, in deren kleinem Haus bereits drei Erwachsene und drei Kinder wohnten, wurde ein Zimmer beschlagnahmt, in das zwei Frauen, Großmutter und Mutter und zwei Kinder, etwa vier und sechs Jahre alt, eingewiesen wurden. Als damals, Anfang 1945, Beschwerden wegen Überfüllung beim NS-Bürgermeister eingingen, verkündete dieser: „Solange nicht aus jedem Fenster Stroh schaut, ist Grimmen nicht voll!“ Mein Großvater war darüber empört, aber auch er hatte eine Familie aufzunehmen. Nun wohnten in dem kleinen Einfamilienhaus drei Familien mit insgesamt zehn Personen, fünf Erwachsenen und fünf Kindern. Ein Zeichen des gebremsten Optimismus der ersten Nachkriegswochen war der Wunsch dieser aus Fiddichow / Pommern geflohenen Familie, nun wieder zurückzukehren. Es war doch Friede oder wenigstens Waffenstillstand. Sollte nicht alles gut werden? So packten sie an einem schönen Sommertag im Juli oder August einen Handwagen mit ihrem Fluchtgepäck und zogen zum Markt, wo sich bereits zahlreiche Schicksalsgenossen versammelt hatten. Alle wollten, meist wohl mit Pferdewagen, in die alte Heimat zurückkehren. Die Großmutter der Fiddichower war gerührt über unsere Hilfe. Wir hatten sie zum Treffpunkt begleitet. „Ach, wenn man doch Schokolade hätte“, rief die alte Dame mehrmals und bedauerte, daß sie uns Kinder nicht belohnen könne. Dann zogen die Flüchtlingstrecks ab, in die umgekehrte Richtung, aus der sie gekommen waren. Eine seltsame Zeit: Chaos, Auflösung, Not, Tod – und zugleich die Illusion, alles werde wieder gut werden. Bei der Mehrheit der Bevölkerung war kein Gefühl dafür, daß in politischer, ideologischer und geistig-moralischer Hinsicht ein Weltenumsturz stattgefunden hatte und immer noch im Gange war. Verbreitet war die Illusion, jetzt könne man weiterleben, wie vor dem Ungewitter. Kein Russe behinderte diese Flüchtlings-Heimkehr, die, wie sich bald erweisen sollte, irgendwo erfolglos endete. Wir jedenfalls haben von „unseren“ Flüchtlingen nie wieder etwas gehört.

Seit dem Spätsommer 1943, also genau seit zwei Jahren, hatten wir nun bei unseren Großeltern zugebracht. Der Grund, nämlich die „Evakuierung“ wegen des drohenden anglo-amerikanischen Bombenterrors war nun entfallen und deswegen bereitete unsere Mutter die Rückkehr nach Stralsund vor. Das mußte sie ganz alleine bewältigen, weil mein Vater noch nicht „heimgekehrt“ war. Was aus den in Holland stationierten Soldaten geworden war, wussten wir nicht. Zur Vorbereitung der Rückkehr nach Stralsund mußte meine Mutter dorthin gelangen – aber wie? Züge fuhren noch nicht, also blieb nur eine Wanderung zu Fuß, immerhin 25 Kilometer. Damit sie nicht allein und ungeschützt gehen mußte, tat sie sich mit zwei Männern, darunter dem Stralsunder Blumenhändler Ahlgrimm zusammen und diese drei liefen eines schönen frühen Morgens los. Das muß um die Wende vom Juni zum Juli 1945 gewesen sein. Aus Sicherheitsgründen – sowohl vor russischen und polnischen Plünderern wie auch vor deutschen Gelegenheitsräubern – marschierten sie nicht über die Landstraße, sondern liefen über die Schwellen der Eisenbahnlinie. „Liefen“ ist wörtlich zu nehmen. Meine Mutter berichtete später, die beiden Männer hätten – von Bahnschwelle zu Bahnschwelle springend – ein derartiges Tempo vorgelegt, daß sie um Mäßigung bitten mußte. „Meine Herren, wenn Sie so rennen, müssen Sie mich alleine zurücklassen“. Daraufhin ging es etwas langsamer, aber immerhin brauchten sie für die 25 Kilometer fünf Stunden. Schlimm? Das ist die typische Reaktion heute, Jahrzehnte später. Damals war man froh, daß alles ohne Panne, Unfall, Überfall geklappt hatte. Da es kein Telefon gab und die Post noch nicht funktionierte, erfuhren wir längere Zeit nichts von meiner Mutter. Erst nach mehreren Tagen kam ein Bote, der den umgekehrten Weg von Stralsund nach Grimmen genommen hatte und berichtete von ihrer glücklichen Ankunft bei unserer Stralsunder Großmutter in der Sarnowstraße 45.

Irgendwelche Unterlagen, die für die Rückkehr-Genehmigung nötig waren, mußten zu ihr nach Stralsund gebracht werden. Dazu wählte man mich aus und nun mußte mühselig ein Transport organisiert werden. Ein Landwirt fuhr mit einem großen gummibereiften Pferdewagen nach Stralsund. Also, wohlgemerkt, es handelte sich um einen Lastwagen, auf dem neben Post und dringend benötigten Waren auch einige Passagiere transportiert wurden. Meine Großmutter, die unter Einsatz von Tabak beim Wagenbesitzer einen Platz für mich ergattert hatte, brachte mich, versehen mit Brot und Saft eines Sommermorgens früh zum Marktplatz in Grimmen. Von dort ging es in etwa fünf Stunden ohne Zwischenfälle über die Landstraße nach Stralsund. Dort am Bahnhof endete die Fahrt. Ich wurde von meiner Mutter abgeholt. Wie schon gesagt, wir wohnten bei Großmutter Knütter in der Sarnowstraße 45. Dort waren außer uns noch eine entfernte Verwandte aus Stettin, Anita Bäsler mit ihrer achtzigjährigen Mutter, Tante Agnes. Auch meine Tante Ursel Schulz mit zwei Töchtern, ebenfalls aus Stettin, war dort, bei ihrer Mutter untergekommen. Also wohnten nun acht Personen dort, wo vorher meine Großmutter allein gelebt hatte.

Unsere Rückkehr nach Stralsund vorzubereiten, war nicht so einfach. Es bedurfte einer amtlichen „Zuzugsgenehmigung“. Ohne diese bekam man keine Lebensmittelkarten. Alle Städte waren angesichts der Flüchtlingsströme froh über jeden Esser, den sie nicht versorgen mußten. Deshalb hatte man die Notwendigkeit der Übersiedlung nachzuweisen. Die am 6. Oktober 1944 ausgebombte Rats-Apotheke war in das Wulflam Haus, Alter Markt 5, verlegt worden. Es gelang meiner Mutter, in diesem Haus eine Wohnung zu erlangen. Sie gehörte der Hauseigentümerin, Ellinor Schönberg, einer alten Jungfer, die uns Kindern recht hexenhaft böseartig erschien. Allerdings litt sie wohl unter der allgemeinen Notlage, und außer diesem Haus, das ihr Mieteinnahmen brachte, hatte sie nichts, um ihr Leben zu fristen. Sie wohnte mit ihrer geistig etwas beschränkten Schwester Dora im Kloster St. Annen und Brigitten in der Schillstraße. Die Lage der Wohnung über der Apotheke war sehr günstig für uns. Aber der bauliche Zustand ... ein Graus! Seit Jahrzehnten war an dem 600 Jahre alten gotischen Haus

nichts mehr renoviert worden. Bei starkem Regen lief das Wasser auf der großen geräumigen Diele die Wand herunter. Die Küche war ein finsternes Loch mit einem altertümlichen Rauchabzug-Kamin über dem Kohleherd. Eine Spültoilette gab es immerhin schon, aber ohne Fenster zur frischen Luft. Jahrzehnte später, um 1989, wurde das Haus von polnischen Restauratoren generalüberholt und alle Einbauten des 19. Jahrhunderts verschwanden. Wer heute das in den Zustand des 14. Jahrhunderts versetzte und wohlgepflegte historische Gebäude besucht, kann sich nicht vorstellen, was für ein finsternes, verwahrlostes Loch Haus und Wohnung anno 1945 waren. Drei zum Alten Markt hin gelegene Zimmer wurden mit den aus der am 6. Oktober 1944 zerstörten Wohnung geretteten Möbeln wohnlich ausgestattet. Ein weiteres Zimmer diente als Wohnküche, da meine Mutter sich weigerte, die finstere und windschiefe „Schwarzküche“ zu benutzen. Eine Wohnung hatten wir nun, aber noch keine Zuzugsgenehmigung. Hier konnten nur Beziehungen helfen, die bekanntlich nur dem schaden, der keine hat. Mein Vater hatte sie, und meine Mutter nutzte sie nun aus. Der erste von den Russen eingesetzte Oberbürgermeister, Otto Kortüm, ein alter Sozialdemokrat, der bisher als Steuerberater für meinen Vater tätig gewesen war, half bereitwillig. Auch der neue Polizeidirektor, Hans Felski. Das war eine besondere Erscheinung. Er war früher Hafenarbeiter, Kommunist und Ende der zwanziger Jahre einer von zwei Abgeordneten der KPD im Stadtparlament von Stralsund, dem sog. „Bürgerschaftlichen Kollegium“. Auch mein Vater gehörte ihm als Mitglied der „Wirtschaftspartei des deutschen Mittelstandes“ an. Obwohl er ein scharfer Antikommunist war, hatte er eine Vorliebe für knorzige Originale und so mochte er den Felski trotz politischer Ablehnung menschlich ganz gerne. Er hat ihn, als Felski um 1933 politische und berufliche Schwierigkeiten bekam, angeblich materiell unterstützt, was Felski ihm positiv nie vergaß. Jetzt empfing er meine Mutter und mich in seinem Dienstgebäude und sagte seine Unterstützung zu. Tatsächlich erhielten wir die Zuzugsgenehmigung. Die Wohnung bot noch einen weiteren, damals sehr wichtigen Vorteil: Im „Hotel zum goldenen Löwen“ am Alten Markt, also in unserer Nachbarschaft, hatte sich die sowjetrussische Stadtkommandantur etabliert. Die war selbstverständlich von den in der damaligen Mangelwirtschaft üblichen Stromsperrern ausgenommen. Mehrere Stunden am Tag, auch abends, gab es keine Elektrizität. Soweit vorhanden, saß man bei Kerzenlicht oder hatte Petroleumlampen. Wer nichts dergleichen hatte, saß eben im Dunklen. Heute, im Computer-, Medien- und Elektrogeräte-Zeitalter würden Stromsperrern den völligen Zusammenbruch des öffentlichen wie des privaten Lebens zur Folge haben. Damals waren sie lästig, aber nicht existenzbedrohend. Wir gehörten zum gleichen Häuserblock wie die russische Kommandantur und deshalb blieben auch wir von der Abschaltung verschont.

Zunächst wohnten wir übergangsweise bei Großmutter Knütter. Die Bewohnerzahl stieg durch uns auf zehn Personen. Meine Großmutter berichtete, daß nach der kampflosen Besetzung Stralsunds am 1. Mai ein Russe bei ihr erschienen sei und zwar ziemlich spät abends. Er habe „eß-eß“ gerufen und mit seiner Pistole gefuchelt. Die Großmutter habe ihn angeschnauzt: „Wenn Sie essen wollen, dann kommen Sie doch nicht spät nachts!“ Der Russe, der offenbar nichts verstand, habe gegrinst, einen Pistolenschuß in die Zimmerdecke gefeuert, mehrere Silberbestecke zusammengerafft und sei verschwunden. Mit „eß –eß“ hatte er, was Großmutter Knütter mißverstand, selbstverständlich keine Eßlust, sondern Angehörige der SS gemeint. Selbstverständlich diente diese angebliche Suche nur der Verhüllung der Plünderungsabsicht. Immerhin war meine Großmutter recht günstig davongekommen, was angesichts der in den Medien üblichen Schilderungen dramatischer Vorfälle als Gegensatz festgehalten zu werden verdient.

Auch in Stralsund war die Versorgungslage schlecht. Zusätzliche Beschaffungen durch Tauschhandel oder Beziehungen waren deshalb nötig. Die entfernte Verwandte Anita Bäsler, genannt Nitchen, hatte irgendwelche Verbindungen zu einem Russen, der am Hafen offenbar

damit beschäftigt war, den Fischfang für die Sowjettruppen zu reservieren. Im Tausch gegen irgendwelche Gegenstände gelang es ihr, von ihm frische Fische zu erhalten. Da sie über nicht allzu viele Tauschware verfügte, gelang es ihr nur zweimal, diese nahrhafte Quelle auszuschöpfen. Nitchen war Kartenlegerin. Da die Dummen bekanntlich nicht alle werden und in Notsituationen – Intelligenz hin, Dummheit her – die Neigung zunimmt, tröstende Ratschläge einzusammeln, ließen sich viele Leute die Karten legen, die dann in der Regel eine Besserung der Lebensumstände prophezeiten. Das hörte man gern, es tröstete. Angesichts der drückenden Wirklichkeit war das nötig.

Unterdessen war auch der Zugverkehr wieder aufgenommen worden, so daß meine Mutter und ich nach Grimmen zur den Großeltern zurückkehren konnten. In den letzten Septembertagen übersiedelten meine Mutter und die drei Kinder nach Stralsund. Die Wohnung im Wulflam-Haus war eingerichtet. Am 1. Oktober begann der seit April ruhende Schulunterricht. Ich kam auf die Schule am Frankenwall und zwar in die fünfte Klasse mit dem Klassenlehrer Herrn Wessel. Dieses Schuljahr dauerte wegen der langen Unterrichtsausfälle von 1944 bis 1946.

Mit dem Schulanfang begann auch für mich, den damals elfjährigen Knaben, die Normalität des Alltagslebens. Deshalb endet die Schilderung des Umbruchs hier, obwohl der revolutionäre Umsturz noch lange nicht abgeschlossen war. Ende einer Übergangszeit, Übergang zu einer neuen Lebensphase, die bis zu unserer politisch bedingten Flucht aus der DDR am 12. Oktober 1950 dauerte.

Eine vorläufige Schlußbemerkung: Wer diesen Bericht liest, fragt vielleicht „Na und?“ Was soll das? Es ist doch gar nichts passiert. Ja, eben deshalb soll über die Zeit der Okkupation berichtet werden, die sonst immer mit dramatischen, schrecklichen Ereignissen spannend gemacht wird. Gar nichts passiert? Wer das sagt, hat kein Gespür für die weltpolitischen und weltanschaulichen Umbrüche. Kriegsende, Zusammenbruch aller bisherigen Werte und Strukturen, Besetzung, Bedrohung durch die Okkupanten. Das alles wurde mit den Augen und der Verständnisfähigkeit eines damals Zehnjährigen gesehen. Viel später hörte ich ein Theodor Adorno zugeschriebenes Zitat, das sinngemäß lautet, im falschen Leben könne es kein wahres geben. Widerspruch, großer Meister! In einer von globalen Katastrophen, Unglück, Not und Tod geprägten Welt kann es durchaus relativ ruhige, überwiegend geordnete Nischen geben. Nicht völlig unberührt von den globalen Wirren, aber doch nur am Rande betroffen. Das wird hier gezeigt und mit wirklichkeitsgetreuer Schilderung bewiesen.

In einem antiquarischen Buch fand ich eine Kurzgeschichte eines heute vergessener Literaten namens Alfred Mombert (1872 – 1942): Ein böser Lümmel hat mit einem Stock im Ameisenhaufen herumgestochert. „Nun geht es hier drunter und drüber! Die Ameisen rennen irrsinnig durcheinander ... Wer die Ameisensprache versteht, kann sie jammern hören: „Das Weltall eingestürzt“, „Untergang des Abendlandes“, „Kulturbruch“, „Keine Schönheit mehr“. Kommt man nach einer Weile wieder dort vorbei, so ist schon wieder alles in Ordnung gebracht und neu aufgebaut; und das Ameisenleben geht seinen geregelten Gang.“ (Zitiert nach Richard Drews und Alfred Kantorowicz: verboten und verbrannt. Deutsche Literatur zwölf Jahre unterdrückt, Berlin / München 1947, S. 119). Alfred Mombert konnte die deutsche Nachkriegsentwicklung nicht voraussehen. Umso erstaunlicher, wie sein vor 1933 entstandener Text die Situation und das menschliche Verhalten nach 1945 trifft. Der Mensch paßt sich gewandelten Verhältnissen an. Allerdings nicht alle. Die zahlreichen Freitode zeigen eine Grenze des Opportunismus.

Wenn heute die Ereignisse des Kriegsendes und des Neubeginns in der Literatur oder in den Medien gezeigt werden, so geschieht das stets um der Spannung willen in besonderer Dramatisierung. Das so gezeichnete Bild trifft zu, ist aber einseitig, denn es hat auch ein ganz alltägliches, nahezu normales Leben gegeben, ohne das Bewußtsein, am Anfang einer neuen Zeit zu stehen. Das rechtfertigt, auch dieses Verhalten und diese Mentalität festzuhalten und zu überliefern.